

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Janine di Giovanni**

**Der Morgen als sie uns holten**

Berichte aus Syrien

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## **Inhalt**

Einleitung • 15

**1 Damaskus • 21**

**2 Latakia • 33**

**3 Maalula und Damaskus • 62**

**4 Homs • 87**

**5 Daraja • 103**

**6 Zabadani • 120**

**7 Homs, Bab-al-Sebaa-Straße • 137**

**8 Aleppo • 155**

Epilog • 198

Anmerkungen • 213

Dank • 219

Chronik des Krieges • 225

## Einleitung

Im Winter 2011 war ich in Belgrad. Der Krieg, der Jugoslawien zerstört hatte, lag schon viele Jahre zurück, aber ich arbeitete an einem Projekt, bei dem ich mir zum Ziel gesetzt hatte, Kriegsverbrecher aufzuspüren. Es war eine unlösbare Aufgabe, doch die heftigen Gefühle, die mich mit den Balkankriegen und seinen Nachwehen verbanden, konnten mit rationalen Maßstäben nicht gemessen werden.

Ein immer wiederkehrendes Fieber hatte mich ergriffen, seit ich in den frühen 1990er Jahren begann, aus Bosnien zu berichten. Die Männer, die so viel Böses angerichtet hatten, die Orte angezündet, Schulen und Krankenhäuser bombardiert, Kinder verstümmelt und Frauen massenhaft vergewaltigt hatten, lebten immer noch in ihren Dörfern, gingen an Wochenenden zum Angeln und veranstalteten Picknicks mit ihren Enkeln. Mir wurde buchstäblich schlecht, wenn ich daran dachte, dass sie unbehelligt lebten, während ihre Opfer tot waren; und ich rekapitulierte immer wieder die Ereignisse, die zum Untergang dieses unglücklichen Landes geführt hatten. Während meiner Recherche verbrachte ich mehrere Tage, aus denen dann Wochen wurden, mit dem Mann, der während des Krieges der Betreiber der Leichenhalle in Sarajevo gewesen war. Er hatte nicht nur die Leichen aufgebahrt und für das Begräbnis vorbereitet, sondern auch sorgfältig jeden Namen und alle Einzelheiten von Todeszeitpunkt und Todesursache notiert (Kugeln, Schrapnell,

Explosion). Seine Aufzeichnungen nannte er *Das Buch der Toten*. Eines Morgens, als er die Leichenhalle betrat, sah er seinen einzigen Sohn, einen jungen Frontsoldaten, auf der Totenbank liegen.

Der Mann überlebte und wurde alt, und als ich ihn zwei Jahrzehnte nach Kriegsende traf, zeigte er mir seine Aufzeichnungen Blatt für Blatt. Sein Partner, der mit ihm zusammen die Leichenhalle geführt hatte, war ein weniger robuster Mann: Jahre zuvor hatte er Suizid begangen.

Ich wollte, dass mein Fieber abkühlte, aber das tat es nicht. Im neuen Jahrtausend kamen Verbrecher aus den Balkankriegen – Vergewaltiger und Mörder – ungestraft davon. Ich sprach mit Frauen, die im Krieg in Lagern leben mussten und manchmal mehr als zehn Mal pro Tag geschändet worden waren; Frauen, die man gezwungen hatte, die Kinder ihrer Vergewaltiger auszutragen. Wohnten Opfer und Täter im selben Ort, begegneten diese Frauen nach dem Krieg ihren Vergewaltigern täglich auf der Straße oder in den Dorfläden oder vor den Schulen, in die sie ihre Kinder brachten. Und es waren die Opfer, nicht die Täter, die beschämt den Blick senkten, wenn sie einander begegneten.

Einige Täter entgingen ihrem Schicksal jedoch nicht. Radovan Karadžić, Psychiater, Fußballfan, Dichter und Führer der bosnischen Serben, dessen Marionettenregime im Dienst des einstigen serbischen Präsidenten Slobodan Milošević gestanden hatte, war 2008 in einem Bus in Belgrad gefasst worden. Er war nach dem Kriegsende 1995 untergetaucht und hatte sein äußeres Erscheinungsbild stark verändert. Unter falschem Namen posierte er als esoterischer Heiler. Während ich dieses Buch schreibe, steht Karadžić noch immer wegen Kriegsverbrechen unter Anklage, ein endgültiges Urteil ist bis jetzt nicht gefällt worden.

Slobodan Milošević, während dieser Kriege Präsident Serbiens, war 2001 in Hausschuhen in einen Hubschrauber verfrachtet und nach Den Haag geflogen worden. An diesem Tag war ich auch in Belgrad, aber in der Nacht darauf fuhr ich nach Sarajevo, die Stadt, die er gehasst und fast zerstört hatte. Ich wollte sehen, wie die Menschen reagierten. Ich erwartete Jubel, weil Milošević nun seine wohlverdiente Strafe erhielt, doch stattdessen fand ich nur Müdigkeit und Überdruß. Meine Freunde – ehemalige Soldaten, Anwälte, Studenten, Ärzte, Mütter, Lehrer – waren zu erschöpft, um zu feiern und sich an dem Sieg der Gerechtigkeit zu freuen. Der Krieg hatte ihnen alles genommen, und sie wollten ihn nur noch vergessen.

Für mich bedeutete es die größte Genugtuung, dass dieser Mann, der so viel Leid über sein eigenes Volk gebracht hatte, den Rest seines Lebens in einer Zelle in Den Haag sitzen würde. Doch Milošević entging seiner verdienten Strafe. 2006 wurde er tot in seiner Zelle aufgefunden. Einige sagten, es sei Suizid gewesen; andere meinten, dass willfährige Gefolgsleute ihm eine Pille zugespielt hätten, die zum Herztod führte; wieder andere waren der Meinung, er sei an gebrochenem Herzen gestorben. Tatsache ist, dass dieser böse Mensch gestorben war, bevor der Gerechtigkeit Genüge getan wurde.

Während ich an einem Nachmittag im Januar 2011 in einem ungeheizten Café in Novi Beograd saß und mit Männern sprach, die einst an seiner Seite gekämpft hatten, war Ratko Mladić, der General, der seine Leute dazu angestiftet hatte, ohne Hemmungen ihre niedrigsten Instinkte auszuleben, und der den Angriff auf Srebrenica befehligt hatte, noch immer auf freiem Fuß. Irgendwo in einem serbischen Dorf schlief er, beschützt von seinen Anhängern, tief und

fest, während die Familien der 8000 in Srebrenica getöteten Männer und Jungen weiterhin mit den Schrecken der Vergangenheit leben mussten und die Erinnerung an die Opfer mit jedem Tag weiter verblasste. Jetzt, da ich dies schreibe, muss er sich der Anklage wegen Kriegsverbrechen stellen – doch auch in seinem Fall ist der Prozess noch nicht zu Ende, das Urteil noch nicht gesprochen.

Ich bin keine Ermittlerin, und ich wusste, dass ich nicht diejenige sein würde, die Mladić am Ende die Handschellen anlegt, aber in gewisser Hinsicht hatte ich viel mehr Freiheit als die Polizei. Ich konnte in den Cafés sitzen, in denen Mladićs Anhänger sich trafen und morgens ihren Tee tranken, ich konnte sie fragen, wo er zuletzt gesehen worden war. Ich konnte das Grab seiner Tochter besuchen, die sich während des Krieges auf tragische Weise das Leben genommen hatte, und die Frau fragen, die die Wege harkte, wann sie ihn das letzte Mal gesehen hatte; in welcher Stimmung er war; wie er aussah. Ich konnte versuchen, mich in ihn hineinzusetzen und zu denken, wie er dachte. Indem ich ein Porträt des verfolgten Mladić gestaltete, wollte ich auch ihn unsterblich machen: so unsterblich wie jene, die er mutmaßlich ermordet hat (obwohl er jeglichen Mord von sich weist).

Kurz, ich wollte, dass die Menschen nicht vergessen.

Ich war noch dabei, meine Aufzeichnungen von Interviews mit seinen alten Schulfreunden, seinen Soldaten, seinen Kadern und Gefolgsleuten zusammenzustellen, als der Arabische Frühling begann – mit der Jasminrevolution in Tunesien und den Unruhen in Ägypten. Ich verfolgte die immer größer werdenden Demonstrationen auf dem Tahrir-Platz in Kairo im Fernsehen, zappte von einem Sender zum nächsten, sah die Bilder der riesigen Menschenmenge und

wartete auf den Countdown – das Ende der Regierungszeit Hosni Mubaraks. Zwei Jahrzehnte zuvor hatte ich als junge Doktorandin mein Berufsleben im Nahen Osten begonnen, und die Region hatte mich mit Leib und Seele in ihren Bann gezogen, genauso wie es mir mit Bosnien passiert war.

Ich beendete meine Arbeit auf dem Balkan, und als Mladić im Mai 2011 verhaftet wurde, befand ich mich in Tunesien. Später fuhr ich weiter nach Ägypten, Libyen, in den Irak und schließlich nach Syrien. Es war, als hätte ich meine Obsession vom Balkan auf Syrien übertragen, das letzte Glied der Kette, die Perlschnur der Revolutionen. In Syrien begann es friedlich, doch während ich dies schreibe, vier Jahre danach, hat sich die Revolution in einen grausamen, einen brutalen und scheinbar endlos währenden Krieg verwandelt.

Als ich das Land durchstreifte, kreuz und quer, von einer Seite zur anderen, manchmal legal (mit einem Visum des syrischen Regimes in meinem Pass) und manchmal illegal (über verschiedene Grenzen, um Stellungen von Rebellen zu erreichen), versuchte ich, keine Vergleiche mit Bosnien zu ziehen. Aber das war nicht einfach. Es gab die gleichen Flüchtlingsströme, die gleichen in Brand gesteckten Dörfer, und es gab auch hier die Frauen, die in Panik vor paramilitärischen Einheiten flohen, weil sie fürchteten, vergewaltigt zu werden. Trotz alledem, was wir aus den Kriegen in den 1990er Jahren gelernt hatten – Ruanda, Somalia, Liberia, Sierra Leone, Tschetschenien –, ließen wir zu, dass es erneut geschah.

Ein Freund, LR, ein Diplomat, der wie ich viele Erfahrungen im Nachkriegs-Bosnien gesammelt hatte und wie ich wusste, dass manche Lektionen nicht gelernt worden waren, hatte mir einmal geraten, in einem bestimmten Teil der

Welt nicht zu arbeiten, »weil du die ganze Zeit wütend sein wirst, und es wird eine Wut sein, die unversöhnlich bleiben wird«. Jetzt warnte er mich vor der Arbeit in Syrien. Er sagte, es werde mich wie Bosnien überwältigen, ich würde es emotional wahrscheinlich nicht verkraften, und einfühlsam setzte er hinzu, dass ich mir das nicht antun solle.

Und dennoch fuhr ich los.

# 1 Damaskus

Donnerstag, 28. Juni 2012

An einem frühen Morgen im Mai 2012, ein Jahr nach Beginn der syrischen Revolution, reiste ich zum ersten Mal nach Damaskus. Es war ein unerträglich heißer Frühsommertag mit dunstigem, opakem Licht. In Beirut hatte ich ein Taxi genommen, das mich etwas weniger als 100 US-Dollar in bar gekostet hatte. Der Fahrer holte mich an der Straße nach Damaskus ab und machte einen Scherz über das Erweckungserlebnis des heiligen Paulus, während er mein Gepäck in den Kofferraum lud. Dann fuhren wir über die Grenze, ließen Beirut mit seinen angesagten Strandclubs und wie jeden Donnerstag überfüllten Friseursalons und duftenden Restaurants und lärmenden Diskotheken hinter uns und näherten uns diesem anderen Land, das in den Abgrund des Bürgerkriegs zu stürzen drohte.

Im Neuen Testament heißt es, dass sich Paulus irgendwann im 1. Jahrhundert nach Christus auf genau dieser Straße befand, als etwas geschah. Ich bin nicht sicher, und Historiker und religiöse Fanatiker sind es auch nicht, ob er eine Stimme hörte oder ein Zeichen Gottes erhielt oder ob ihm einfach urplötzlich und schmerzhaft klar wurde, dass er falsch lebte. Jedenfalls ereignete sich eine mystische Verwandlung. Paulus verfolgte die frühen Christen nicht länger und wurde stattdessen ein treuer Anhänger Jesu. Sein Leben änderte sich für immer.

Man braucht vom Libanon aus nicht lange, um nach Syrien zu gelangen, und der kurze Weg vermittelt auch einen Eindruck davon, wie brutal die Region nach dem Ersten Weltkrieg und dem Sturz des Osmanischen Reichs zerrissen und neu aufgeteilt wurde. Frankreich erhielt das Völkerbundmandat für Syrien und Libanon zugesprochen, nach vielen falschen Versprechungen und nachdem die Araber von Franzosen und Briten vielfach belogen und betrogen worden waren. Den Syrern (besonders den Alawiten, die sich von der französischen Herrschaft am meisten unterdrückt fühlten) blieb der eigensinnige Wunsch nach Selbstbestimmung. Im April 1946 gewann das Land endlich als eine parlamentarische Republik seine Unabhängigkeit. Dann folgten eine Reihe von Putschen, bis 1963 die Arabische Republik Syrien ausgerufen wurde, nach einem Staatsstreich der Baath-Partei, der von mehreren Männern geplant und ausgeführt worden war: unter ihnen Hafiz al-Assad, der Vater des derzeitigen Präsidenten.

Wenn man sich diese Chronik von Verrat und Gewalt vor Augen hält, sieht man, dass der Grund für die Tragödie, die sich Jahrzehnte nach der künstlichen Grenzziehung der Kolonialmächte entwickeln sollte, damals geschaffen wurde. Es schien unausweichlich zu sein, dass sich die Zustände verschlimmerten.

Das Erste, was ich nach der Überschreitung der Grenze zum syrischen Hinterland sah, war ein riesiges Farbfoto von Baschar al-Assad, auf dem das Blau seiner ohnehin eindringlichen Augen verstärkt worden war, damit sein Blick noch intensiver wirkte. Das Zweite, was ich bemerkte, war eine Filiale der amerikanischen Restaurantkette Dunkin' Donuts, was mir sogar in diesem hochentwickelten Land seltsam vorkam. Dieses eklatante Symbol westlichen Kom-

merzes – kein kleines Straßenlokal, das Kaffee ausschenkt, sondern ein zuckervergiftetes Massenparadies – auf einer Schnellstraße nach Damaskus wirkte irgendwie paradox.

Es stellte sich heraus, dass Dunkin' Donuts nicht das war, was ich vermutet hatte. Nicht nur das Logo, sondern auch die gesamte Innendekoration sah der amerikanischen Originalversion zwar täuschend ähnlich, tatsächlich wurden aber nur getoastete Käsebröte verkauft. Ich bestellte mir eins und wurde dabei von drei schnurrbärtigen Männern beobachtet, die offensichtlich zum Muchabarat, der Geheimpolizei, gehörten. Rauchend standen sie an der Bar, während ein anderer Mann das Käsebrötchen zubereitete. Mein Fahrer stand nervös an der Tür und drängte mich zum Gehen, sobald ich bezahlt hatte.

[...]